

prof. dr. Ute Guzzoni
„Das Bauen ist in sich selbst bereits Wohnen“

„Das Bauen ist in sich selbst bereits Wohnen.“ Der Satz, den ich zum Titel dieses Vortrags gewählt habe, ist Martin Heideggers Vortrag „Bauen Wohnen Denken“ entnommen. Heidegger erläutert dieses Wohnen näher als „auf der Erde sein“. Im Folgenden versuche ich zu verdeutlichen, was es heißen kann, das Bauen als Auf-der-Erde-sein – oder auch: als In-der-Welt-sein – zu begreifen. In vier Abschnitten werde ich vier in diesem Ansatz implizierte Begriffe näher erläutern, nämlich die Welt, die Zeit, den Raum und das Wohnen.

1. Welt des Wohnens

Meine Überlegungen zur Welt beginne ich mit einem – etwas längeren – Zitat wiederum von Heidegger. Er schreibt in einem Vortrag über Johann Peter Hebel: „Denken wir das Zeitwort ‚wohnen‘ weit und wesentlich genug, dann nennt es uns die Weise, nach der die Menschen auf der Erde unter dem Himmel die Wanderung von der Geburt bis in den Tod vollbringen. Diese Wanderung ist vielgestaltig und reich an Wandlungen. Überall bleibt jedoch die Wanderung der Hauptzug des Wohnens als des menschlichen Aufenthaltes zwischen Erde und Himmel, zwischen Geburt und Tod, zwischen Freude und Schmerz, zwischen Werk und Wort. Nennen wir dieses vielfältige Zwischen die Welt, dann ist die Welt das Haus, das die Sterblichen bewohnen.“ (Hebel – Der Hausfreund, 17f.)

Die Welt, von der hier die Rede ist, ist ersichtlich nicht – jedenfalls nicht allein – die Welt, wie sie bei Wikipedia definiert wird, nämlich „die Gesamtheit des physikalischen Universums bzw. des Weltalls sowie alles Seiende, das sich innerhalb dieses Universums als existierend wahrnehmen oder annehmen lässt“. Heidegger denkt die Welt als ein lebendiges umfassendes Zwischen, als das natürliche Zwischen des Bereichs von Himmel und Erde sowie ineins damit als das menschliche Zwischen des Raums des Lebens, der Erfahrungen und Stimmungen, alles Tuns und Handelns, – eine Welt, in die wir hineingehören und der wir zugehören.

Das abendländische Menschsein hat sich bekanntlich vorrangig von seinem rationalen Zugang zur Welt her definiert. Es ging ihm darum, die Welt in ihren allgemeinen und bleibenden Prinzipien und Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, in immer neuen Anläufen und Versuchen hat der Mensch sich bemüht, ihr auf den Grund zu gehen und sich selbst von diesem Grund her zu bestimmen. Und diese Weltzuwendung hat sich nicht im Schauen und Begreifen und Auf-den-Begriff-bringen erschöpft. Zumindest gleichberechtigt stehen daneben der praktische Zugang, die Produktion und Beherrschung, die Erfindung und Entdeckung, die Eroberung und Aneignung. Auf die eine und die andere, die theoretische und die praktische Weise geht es um *Weltbewältigung*, also darum, der Welt und der Probleme, die sie aufgibt, Herr zu werden, mit ihnen fertig zu werden, wie man sagt.

Das Auszeichnende dieses – uns ganz selbstverständlich erscheinenden – Konzepts ist, daß ihm gemäß der Mensch die Welt als *Objekt* der Weltbewältigung sich *gegenüber* und *vor* sich hat. Im Denken, insbesondere der Wissenschaften, sind dementsprechend Verallgemeinerung, Abstraktion und Objektivierung vonnöten; im Handeln Unterordnung unter die vorgenommene Zwecksetzung, auch hier Abstraktionsvermögen und Blick auf das Wesentliche und Vordringliche. Worauf es dagegen bei dem Ansatz der rationalen Welt- und Lebensbewältigung weniger oder gar nicht ankommen kann, sind die je eigene leibliche Befindlichkeit, das sinnlich-sinnhafte Sich-aufhalten in der Welt, das Sich-hingeben an den Augenblick und seine Reize, das spielerische Sich-einlassen auf überraschende Zufälle, das Träumen und Vor-sich-hin-phantasieren, das Sich-einfühlen und Sich-wohlfühlen, aber auch die Trauer und der Schmerz, das Kranksein und die Angst. Das alles sind Weisen des Menschseins, die nicht selbst zur Weltbewältigung dienen, die darum auch nicht zu der Ausstattung des Menschen gehören, die allgemein für relevant gehalten wird.

Gleichwohl begegnen wir keineswegs immer schon einer vorgegebenen „objektiven“ Welt, vielmehr gehören wir in ein Ensemble aus Bezugsmannigfaltigen von Dingen, Geschehnissen und Prozessen, das wir selbst auch immer erst mit ausmachen und das zugleich eine Welt des Mit-anderen- und Unter-anderen-seins ist. Im alltäglichen Leben haben wir keine isolierten Substanzen mit an ihnen vorkommenden Eigenschaften und Zuständen *vor* uns, sondern wir befinden uns jeweils mitten *in* einem Geflecht von Abläufen und Konstellationen von und zwischen Verschiedenartigem und Wechselndem. Die Menschen sind wesenhaft *In-der-Welt-sein*. Das besagt, daß sie verstehend und handelnd in und aus den die Welt ausmachenden Bezügen und Bewandnissen leben. Sie stehen in Beziehungen der Nähe und Ferne zu den Dingen, die sie im Raum umgeben, wobei sich diese Beziehungen eben dadurch ergeben, daß sie sich auf diese Dinge als auf nähere und fernere beziehen, daß sie die Nähe und die Ferne in ihrer eigenen Leiblichkeit austragen. Die Räumlichkeit der Welt und das menschliche In-der-Welt- und Im-Raum-sein sind gleichursprünglich.

Die welthaften Dinge und Ereignisse begegnen uns in bestimmten Erfahrungshorizonten. Wir wohnen nicht nur in einer Welt, sondern wir verstehen uns auch aus diesem Wohnen her, aus unserer Vertrautheit mit unserer Welt und ihren Sinnzusammenhängen, aus den NÄhen und Fernen, die sich zwischen uns und den Orten und Zeiten unserer Welt erstrecken. Unser Wohnen in der Welt ist kein bloßes Uns-aufhalten und Irgendwovorkommen, es ist immer schon durchstimmt von dem je persönlich gefärbten Bezug eines Hingehörens in die uns umgebende Welt des Endlichen und Sterblichen, in die Welt, auf die wir kommen und von der wir wegsterben.

Daß wir die Geburt als „Auf-die-Welt-kommen“ bezeichnen und das Gebären als „Zur-Welt-bringen“ oder auch „In-die-Welt-setzen“, – früher gab es entsprechend die Formulierung „der Welt abwerden“ für das Sterben – das besagt, daß die Welt ganz wörtlich als ein Ort angesehen wird, an dem wir zu einer bestimmten Zeit angekommen sind und dem wir zeit unseres Lebens zugehören, also als ein Raum oder Bereich, in dem wir zuhause sind, den wir bewohnen. Die Welt ist von daher gesehen nicht einfach ein „objektiver“, zugleich unbestimmter wie allumfassender Raum, sondern sie ist die Wohnung, in die wir, jede und jeder von uns, einmal hineingeboren wurden und die wir irgendwann einmal wieder verlassen werden. Um diese Welt geht es z.B. in den folgenden beiden Zitaten: Zum einen: „O Freund! Die Welt liegt heller vor mir, als sonst, und ernster.“ (Hölderlin in einem Brief an Böhlendorff, Sämtl. Werke 6,1, 427) Und zum anderen: „Was ward die Welt so welk! Auf müd gespannten Fäden spielt der Wind sein Lied.“ (Nietzsche, Der Herbst)

Diese Welt ist nichts, worüber wir zu einem argumentativ und wahrheitsdefinit gewonnenen Urteil zu kommen vermögen. Aber das wäre nur dann ein Handikap, wenn wir uns von vorneherein auf die abstrakte Ebene der wahren Aussagen verpflichtet hätten, die jedoch wissentlich und willentlich an der endlichen Welt immer schon vorbeigeht. Im Wohnen und entsprechend im Bauen geht es aber nicht um objektive *Erkenntnis*, sondern um ein je und je gelingendes *In-der-Welt-sein*.

In Wikipedia habe ich über die Lehre des *Bauens* gelesen: „In der engeren Bedeutung des klassischen Architekturbegriffs meint Architektur die Wissenschaft und Kunst des planvollen Entwurfs der gebauten menschlichen Umwelt, d. h. die Auseinandersetzung mit dem vom Menschen geschaffenen Raum und insbesondere der Wechselbeziehung zwischen Mensch, Raum und Zeit.“ Ersichtlich gehört diese Bestimmung – zumindest in ihrer ersten Hälfte – eher zu einem „objektiven“ Begriff der Welt als in den Zusammenhang einer Welt, die als „helle“ oder „ernste“ oder „welke“, oder etwa auch als weite, als schöne, als verruchte Welt – als Welt voller Elend, voller Glück, voller Überraschungen bezeichnet werden könnte. Louis Armstrongs rauchiges „what a wonderful world!“ hätte in dieser Welt ebensowenig Platz wie Theodor Storms „ist doch die Welt, die schöne Welt so gänzlich unverwüstlich“. Weder der altbekannte „Weltschmerz“ oder die „Weltuntergangsstimmung“ noch Heinz Rühmanns „und wenn die ganze Erde bebt und sich die Welt aus ihren Angeln hebt,“ könnten mit jener Bestimmung des „planvollen Entwurfs der gebauten menschlichen Umwelt“ in Einklang gebracht werden.

Schauen wir dagegen auf die tatsächlich und leibhaftig erfahrene und gelebte Welt, so wird sie zu dem erfüllten, bunten Zwischenraum, der in dem anfänglichen Zitat von Heidegger angesprochen war, also zu dem „Haus der Welt“, in dem wir immer schon *wohnen*. Gelingendes *In-der-Welt-sein* heißt dann, sich in dieses Wohnen einzufügen. Und das Bauen ist dann kein „planvoller Entwurf der gebauten menschlichen Umwelt“, sondern „in sich selbst bereits Wohnen“.

Was aber ist hier nun genauer mit „Wohnen“ gemeint? In Heideggers Zitat war es „weit und wesentlich“ gedacht, so daß es „die Weise, nach der die Menschen auf der Erde unter dem Himmel die Wanderung von der Geburt bis in den Tod vollbringen“, umfaßte. In dieser Kennzeichnung sind implizit der Raum (auf der Erde unter dem Himmel) und die Zeit (von der Geburt bis in den Tod) genannt. Wir können hier sogar auch auf die zweite Hälfte des Wikipedia-Zitats zurückgreifen, wenn wir diese nur ebenfalls „weit und wesentlich“ nehmen. Dort wurde die „Wechselbeziehung zwischen Mensch, Raum und Zeit“ genannt. Wenn wir die *Welt* in der angedeuteten Weise als ein Haus, in dem wir *wohnen*, verstehen, so werden wir auch die *Zeit* und den *Raum* unseres Da-seins anders zu begreifen haben, als unsere durch Technik und Wissenschaft bestimmte Umwelt es gewöhnlich nahelegt. Die bewohnte Zeit ist welthafte Zeit und und der bewohnte Raum ist welthafter Raum.

2. Die Zeit des Wohnens

Das gängige Verständnis der Zeit ist heute das Verständnis der Zeit als eines steten Flusses von der Vergangenheit hin in die Zukunft. In der Moderne findet es einerseits einen realen Niederschlag in dem „abstrakten“ und immergleichen Maß der *Uhr*, und bestimmt andererseits maßgeblich das neuzeitlich-wissenschaftliche Wissen von der Zeit. Diesem Ansatz zufolge ist die nach Sekunden, Minuten und Tagen meßbare und gemessene Zeit eine quantitative Größe und der Maßstab für jedes Entstehen und jede Veränderung. Sie bestimmt in der Gegenwart weitgehend unser Tun und Handeln, wir unterwerfen uns ihrem mechanischen Zwang und vergessen, daß diese Zeit nichts Naturgegebenes ist, sondern daß sie vom Menschen und für menschliche Zwecke festgesetzt wurde.

Diesem gängigen Verständnis der Zeit stelle ich hier verschiedene andere Zeitmomente – nicht entgegen-, sondern an die Seite, vor allem die Zeit als *Weile* und die Zeit als *Augenblick*. Eine *Weile* ist eine Phase der Zeit,

die, negativ gesagt, nicht primär als Abfolge von Jetztpunkten gesehen wird, aus der Vergangenheit kommend und über die Gegenwart in die Zukunft fortschreitend. Die Weile hat vielmehr den Charakter einer *Gegenwärtigkeit*, die nicht primär durch Verlauf und Ablauf und nicht primär durch den Blick auf Gewesenes und zukünftig Kommendes bestimmt ist. Sie wird weder als Erfüllung eines Früheren gesehen, noch ist sie auf ein Ziel oder Ende hin ausgerichtet. Während die Dauer im allgemeinen sowohl ein „ewiges“ Fortbestehen („auf Dauer angelegt“) wie auch eine ganz bestimmte Zeitspanne („für die Dauer von zwei Jahren“) bedeuten kann, ist die *Dauer einer Weile* nicht durch ihre quantitativen Grenzen, sondern allein durch ihren qualitativen Inhalt bestimmt. Sie ist zugleich offene, unbestimmte, wie erfüllte Zeit.

Weilen ist oft gleichbedeutend mit *Verweilen* und hat dann eine gewisse räumliche Konnotation. Es kann soviel heißen wie bleiben, sich irgendwo länger aufhalten, – eine Bleibe haben. Auch in anderen Wahrnehmungen von Zeitlichkeit – so etwa beim Abschied von vertrauten Menschen, beim Sich-verlieren in einen Sommerabend, in der bewußt gewählten Langsamkeit – wird, wie bei der Weile, zwar das Vergehen nicht ganz ausgeblendet, es kommt aber bei ihnen gerade nicht vorrangig auf das unaufhaltsame Nacheinander oder auf dessen meßbare Kürze oder Dauer an. Das Vergehen wird nicht als Fortriß der Zeit erfahren, – und entsprechend auch nicht als Rettungsanker gegenüber der leeren Zeit und ihrer Langeweile.

Der *Augenblick* wird oft im Gegensatz zur Ewigkeit gesehen. *Ewigkeit* ist entweder *Zeitlosigkeit* überhaupt, Außer-der-Zeit-sein, oder eine *endlose Zeit*, mit oder ohne Anfang, aber immer ohne Ende. Sie besteht virtuell aus einer Unendlichkeit von Augenblicken, die sich aber zeitlich nicht voneinander unterscheiden, weil es in der Ewigkeit keine Zeit gibt. Jeder einzelne Augenblick stellt einen Gegensatz zum Ewigen dar, er ist das Vergängliche schlechthin, ist wie ein Hauch, der schon vergangen ist.

Der Augenblick *muß* jedoch nicht in einem Gegensatz zum Ewigen stehen, derart, daß er sich primär durch seine Flüchtigkeit, sein Versinken im Meer der Ewigkeit bestimmen würde. Er erfüllt sich vielmehr darin, einzig er selbst, also dieser, hiesiger, jetziger, also auch ohne konstitutiven Bezug zu einem Vorher und einem Nachher zu sein. Wenn Søren Kierkegaard (*Der Begriff Angst*, 90) schreibt: „Der Augenblick ist jenes Zweideutige, darin Zeit und Ewigkeit einander berühren“, so ist das in unserem Zusammenhang so zu verstehen, daß der Augenblick an der Grenze sowohl zur Zeit wie zu ihrem Gegensatz, der Ewigkeit, steht, daß er an beiden und damit zugleich an keinem von ihnen teilhat. Der Abgrund dieser Zweideutigkeit wird im übrigen überspielt, wenn die Ewigkeit selbst gerade in der Erfahrung des Augenblicks ergriffen werden, wenn der einzelne Augenblick Abglanz und Statthalter der Ewigkeit sein soll. Wie etwa in Goethes Ermahnung: „Halte immer an der Gegenwart fest. Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Wert, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit.“

Häufig wird der Augenblick als etwas gerühmt, was vor allem anderen zu ergreifen und auszukosten sei. „Dein Vergangenes ist ein Traum und dein Künftiges ist ein Wind. Hasche den Augenblick, der ist zwischen den beiden, die nicht sind.“ (Friedrich Rückert, *Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland*, Nr.21, *Der Augenblick*). Vergangenes und Künftiges sind nicht, nur das Jetzt zählt. Hyperion schreibt an Bellarmin: „Laß uns vergessen, dass es eine Zeit gibt, und zähle die Lebenstage nicht! Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo zwei Wesen so sich ahnen und nahn.“ (Hölderlin, *Hyperion*, 1.Buch, 2.Band)

Der Augenblick ist *gegenwärtig*. Aber seine Gegenwart ist nicht die zwischen den beiden anderen Zeitdimensionen befindliche, immer schon flüchtige, ins Kommen und Vergehen gespannte Gegenwart. Sie ist vielmehr so etwas wie ein je-weiliges Dasein, bei dem es weder auf den Anfang noch auf das Ende ankommt, vielmehr auf – eben den *Augenblick als solchen*, als weilenden, uns angehenden. Als die Grundaussage des Zen-Buddhismus gilt, daß es darauf ankomme, im Augenblick zu leben, den Augenblick zu leben. Dogen, ein bedeutender Zen-Meister, schrieb: „Alles ist euer Leben. Tag und Nacht, was immer euch begegnet, ist euer Leben; daher sollt ihr euer Leben der Situation anpassen, die euch im Augenblick begegnet.“ Es ist das Leben selbst, das alltägliche Leben, das im Augenblick und nur im Augenblick erfahrbar und ergreifbar wird. Dogen schrieb auch: „Unser Leben, womit läßt es sich vergleichen? Mit dem Tautropfen, vom Schnabel eines Wasservogels abgeschüttelt, in dem sich nun das Mondlicht spiegelt.“ Läßt sich etwas Augenblicklicheres denken?

In gewissem Sinne läßt sich sagen, daß dieser Augenblick ein zeitloses oder unzeitliches Verweilen ist, insofern er der Zeit im gewöhnlichen Verständnis enthoben ist. Insofern gehören Weile und Augenblick auch zusammen. „Wenn man unter Ewigkeit nicht unendliche Zeitdauer, sondern Unzeitlichkeit versteht“, schrieb Wittgenstein, „dann lebt der ewig, der in der Gegenwart lebt.“ (*Tractatus* 6.4311) Ich denke, das gilt auch von der Gegenwart des Augenblicks. Die unzeitliche Gegenwart des gelebten Augenblicks ist das je-weilige Weilen und Verweilen im Augenblick.

Wie die aufmerksam gelebte Weile entzieht uns auch die Augenblicklichkeit dem Fortriß der Zeit und damit dem üblichen *neuzeitlichen Zeitverständnis*. Und wie die Zeit in sehr unterschiedlichen Weisen erfahren werden kann, so verhält es sich nun auch mit dem Raum in Bezug auf das *neuzeitliche Raumverständnis*. Er ist immer auch zugleich anderes als absoluter, metrisch zu erfassender Raum, – etwa Zwischenraum, Ort, Nähe oder Ferne, Enge oder Weite, Grenze oder auch Grenzenlosigkeit, Leere. Wie in der Zeit, die *Augenblick* ist, das gewöhnliche Nacheinander der Zeitpunkte aufgehoben ist, so im Raum, der *Ort* ist, das gewöhnliche Nebeneinander der Raumpunkte. Sowohl der Ort wie der Augenblick wie die Weile sind nur scheinbar eindeutig meßbar und fixierbar, nur scheinbar absolut verrechenbar in quantitativ bestimmten Maßen. Sowohl der Ort wie der Augenblick wie die Weile sind nicht objektiv, sondern *welthaft*.

3. Der Raum des Wohnens

Für das *Bauen* ist der Raum noch bedeutsamer als die Zeit. Mehr noch als Zeitliches, Geschichtliches, Vergängliches baut das Bauen Räumliches. Der Raum ist da im wesentlichen als *Ausdehnung* und als *Ort* impliziert.

Ein erster Blick auf den Raum, wie wir ihn alltäglich erfahren, zeigt ihn zunächst als etwas, in dem wir und alles andere wesentlich sind und uns bewegen. Alles ist an einem Platz oder in einem Raum. Dieser Raum selbst wird, trotz seiner Leerheit, als qualitativ unterschiedlich erfahren, d.h. mit Oben und Unten, Vorne und Hinten, Nähe und Ferne, Enge und Weite. Er hat Orte und Plätze, Gegenden und Grenzen und Abstände. Und er ist der Raum von *Räumlichem*. Räumlich zu sein heißt da sowohl, daß etwas einen Raum einnimmt und an einem Ort ist und daß es einen „Rauminhalt“, ein Volumen, und eine bestimmte Ausdehnung hat, so und so groß ist. Der Raum, den ein Ding, ein Körper, einnimmt, ist sein Ort, der im Raum und von Raum umgeben ist.

Dieses aus der griechischen Philosophie stammende statische Verhältnis von Raum und Ort hat jedoch immer schon von der lebendigen Erfahrung unseres In-der-Welt-seins abstrahiert. Achten wir auf diese Erfahrung, so zeigt sich, daß erst das Erblickt- oder Gelebtwerden eines Raumes aus seinen unterschiedlichen Stellen besondere Orte macht. Erst die lebendige Erfahrung macht aus Erstreckungen im scheinbar absoluten Raum Gegenden einer Welt, in denen – an deren Orten und zu deren Zeiten – es Menschen und Dinge und Geschehnisse gibt.

Seit Husserls Untersuchungen zur Dingkonstitution in seinen Vorlesungen *Ding und Raum* (1907) und Heideggers Überlegungen zum In-der-Welt-sein in *Sein und Zeit* (1927) gab es im vergangenen Jahrhundert immer wieder neu einsetzende kritische Auseinandersetzungen mit der mathematischen und physikalischen Auffassung des absoluten Raums, die seit Newton das Alltagsbewußtsein bestimmt hatte und die auch jenen Alltagsauffassungen noch zugrundeliegt. Das aus dieser Kritik sich ergebende Verständnis eines welthaft erfahrenen Raumes betrachte ich im Folgenden näher in Bezug auf den *Ort*charakter des Raumes – wie ich es zuvor bei der Zeit mithilfe der Momente der Weile und des Augenblicks getan habe.

Orte ergeben sich in wechselseitig sich bestimmenden Bezügen zum sie erfahrenden Menschen. Anders gesagt: Das menschliche Blicken hat eine konstitutive Bedeutung für den Raum und die Orte. Wie umgekehrt diese letzteren auch eine konstitutive Bedeutung für die Situation des Menschen unter seinesgleichen und unter den Dingen sowie für seine Orientierung in der Welt haben.

Neben dem Bezug, den die Orte zum Erblickt- und Erfahrenwerden haben, sind es vor allem drei weitere Beziehungen, in denen diese uns begegnen. Zunächst stehen die Orte stets in einem ausdrücklichen oder unausdrücklichen Verhältnis zur *Zeit*. Die Welt, aus der heraus die Orte erscheinen, ist eine räumliche *und* zeitliche Welt. Im menschlichen Bezug zu ihnen gibt es nicht nur ein Oben und Unten, Näher und Ferner, sondern auch ein Früher oder Später, Länger oder Kürzer.

Zum *Zeit*-Bezug der Orte gehört oftmals auch ihr Geschichtsbezug. So wie Orte im Sinne von Ortschaften ihre besondere Geschichte haben, die sich zuweilen in historischen, denkmalgeschützten Ortskernen bewahrt hat, so versammeln auch andere, menschengemachte und natürliche Orte ihre je eigene Geschichte in sich, die sie zu ausgezeichneten Erinnerungsorten, auch zu Kultorten machen können. Monumente sind Orte, die Geschichtliches präsent halten sollen. In der Kindheitsforschung spielen die *Kindheitsorte* eine besondere Rolle. Vgl. den folgenden Textausschnitt: „Oft sind es *Naturorte*, die ein Stück Kinderglück zurückbringen, *Wälder*, ein *einzelner Baum* oder ein Stückchen *Heimatgrün*. Manchmal sind es aber auch Orte im Umfeld unserer damaligen Wohnung, an denen ich vor vielen Jahren viel Zeit verbracht habe. Leerstehende Gebäude, Bauruinen, Stauwehre und Mühlen, der Fluss und verlassene Gartenanlagen waren unser liebster Spielplatz.“ (<http://dieraumfee.blogspot.com/2014/03/grasmuhle.html>)

Orte sind sodann nicht ohne *die Räume*, aus denen sie „auftauchen“, durch die hindurch sie sich auf einander beziehen. Zuweilen ist ein solcher Raum vielleicht nichts anderes als ein Zusammenspiel des Ortsgefüges selbst, in das ein bestimmter Ort hineingehört. Die Orte befinden sich keineswegs „im vorgegebenen Raum nach der Art des physikalisch-technischen Raumes. Dieser entfaltet sich erst aus dem Walten von Orten einer Gegend.“ (Heidegger, *Die Kunst und der Raum*, 11) Im Grunde versteht sich das von selbst; denn im physikalisch-technischen Raum gibt es eben per definitionem gar keine Orte.

Auf schwer beschreibbare Weise scheinen einige Stilleben von Cézanne, auf denen sich verschiedene Dinge aufeinander beziehen, ihre unscheinbare Kraft mit daraus zu ziehen, daß in ihnen der unsichtbare Raum sichtbar wird, der sie verbindet oder unterläuft. Dasselbe mag für Landschaftsbilder mit hervorgehobenen Orten gelten. Oder auch für Gedichte, die Orte thematisieren.

Zwischen diesem und jenem Ort ebenso wie *zwischen* einem Ort und uns ist nie nichts. Anderenfalls könnten wir sie gar nicht als Orte erfahren. Ob wir dieses unsichtbare Dazwischen als Raum oder als Welt oder sogar als Nichthaftigkeit bezeichnen, hängt von der jeweiligen Sichtweise und Fragestellung ab. Jedenfalls stehen Orte aus ihrem Umfeld heraus, eben durch ihre Bestimmtheit und Besonderheit, mit der sie sich zugleich auf andere Orte beziehen bzw. diesen gegenüber abgrenzen. Auch wenn man sagt, etwas sei „am falschen Ort“ oder umgekehrt „zur rechten Zeit am rechten Ort“, weisen diese Wendungen auf einen bestimmt umgrenzten Ort innerhalb eines umgebenden Raumes hin.

Damit sind wir auch bei der letzten hier zu nennenden Beziehung, der zu *anderen Orten*. Daß Orte zueinander gehören oder einander verdrängen können, daß sie uns näher oder ferner, vertrauter oder fremder, unheimlich oder

bedrohlich oder ersehnt erscheinen, daß sie als passend und geeignet oder „deplaziert“ wirken können, das alles impliziert, daß in ihnen immer schon auch ein Bezug auf andere Orte gegeben ist, mit denen es jeweils eine andere Bewandnis hat. Auch wenn man sich scheinbar auf einen einzelnen Ort bezieht – und sei es der eigene, an dem man sich gerade befindet – begegnet dieser doch in einer – möglicherweise unausdrücklich bleibenden – Vielfalt von Orten, in einem Beziehungsgefüge, das, für sich betrachtet, eine spezifische Welt ausmacht.

Der Bezug unterschiedlicher Orte aufeinander kann etwa von der Art sein, daß kleinere von größeren Orten umfassen oder umfaßt werden – mein Sitzplatz am Schreibtisch vom Zimmer, vom Haus, von der Straße, dem Viertel, dem Wohnort. Im Gegensatz zu den umgreifenden Räumen, die bis ins Unendliche des Weltraums gehen, kommt die Reihe der umfassenden *Orte* allerdings ziemlich schnell an ein Ende; was wir „Ort“ nennen, ist immer ein Umgrenzt, zumeist auch Sichtbares. Jeder Ort, sei er näher oder ferner, verwandter oder fremder Ort, ist jedenfalls als dieser bestimmte unterschieden von und bezogen auf andere.

Und noch ein letzte Bemerkung zu den Orten. Es ist bemerkenswert, wie viele Negativformen es zum Ort gibt: die Unorte und die Nichtorte, die Utopie und die Atopie, die Ortsfremdheit und die Ortlosigkeit. Ein *Unort* kann z.B. aufgrund einer mangelhaften baulichen Situation entstehen, aufgrund fehlender oder schlechter Infrastruktur, aber auch soziale Aspekte können einen Unort bedingen. In Köln wurde unter Beteiligung der Kunsthochschule für Medien ein *Unortkataster* erstellt, „um Mängel im Stadtbild ortsbezogen zu markieren, zu beschreiben und zu bewerten“ und damit der öffentlichen Diskussion zu öffnen.¹ Die Negation des Ortes im *Utopischen* bezog sich bei Thomas Morus auf ein Nicht-hier, heute ist die Utopie – wenn nicht überhaupt in der Irrealität – gewöhnlich in der Zukunft, selten in der Vergangenheit situiert. *Atopisch* ist, was man nicht zu- und einordnen kann, was unbegreifbar und unsagbar ist. In all diesen Negationen von „Ort“ finden wir zugleich einen Hinweis auf seine Bedeutsamkeit. Die Rede von „Nicht-Orten“ z.B. impliziert nicht nur als deren „normalen“ Gegensatz die einzelnen „anthropologischen Orte“, sondern benennt im Grunde trotz des Aufweises der *Weltlosigkeit* von Orten wie „den Bahnlinien und den Autobahnen, ..., den großen Hotelketten, den Freizeitparks, den Einkaufszentren“ mit diesen Nicht-Orten doch wiederum Orte, dann nämlich, wenn das Hingehören und das Zusammengehören nicht aus dem Blick geraten. Augé, der Theoretiker der Nicht-Orte, betont selbst, „daß es in der Realität weder Orte noch Nicht-Orte im absoluten Wortsinn gibt.“ (*Nicht-Orte*, 124)

Mit dem Wechselbezug zwischen Ort und Raum und dem in und mit ihnen lebenden Menschen, mit ihrem Zeit- und Geschichtsbezug, ihrem Miteinander-verwobensein und der Verflochtenheit der Orte im Raum habe ich insgesamt auf Momente der *Welthaftigkeit* von Raum und Ort hingewiesen. Diese Welthaftigkeit läßt sich anhand eines bestimmten Raummomentes etwas näher verdeutlichen, am Moment der *Weite*.

Sehen wir uns ergriffen von dem Anblick einer sich weit vor uns ausdehnenden Ebene, so erstreckt sich ihre Weite weder lediglich vor uns und also außer uns, noch ist sie bloße „subjektive“ Empfindung. Vielmehr umfaßt bzw. unterläuft sie beide „Seiten“ ineins. Genauer gehört sie – wie die Weite – zu den Phänomenen, die uns unmittelbar evident machen können, daß die Trennung in die beiden „Seiten“ von Subjektivität und Objektivität immer schon zu spät kommt, daß die Welt, in der wir leben, „unsere Welt“, nur abstrahierend zu einem Subjekt/Objekt-Verhältnis uminterpretiert zu werden pflegt. Die Weite einer Landschaft ist höchstens abgeleiteterweise etwas, das wir rational konstatieren und in Maßzahlen angeben könnten. Wir nehmen sie mit dem Herzen wahr, spüren und fühlen sie. „Und meine Seele breitet / Weit ihre Flügel aus / Fliegt durch die stillen Lande, / Als flöge sie nach Haus.“ (Eichendorff, *Mondnacht*) Sie macht uns weit, weil wir selbst ihrer Weite zugehören, weil sie in uns ist wie wir in ihr.

„So weit das Herz mir reicht, / wird es gehen.“ (Hölderlin, Kolomb) Wie weit aber reicht das Herz? Wie groß ist die Reichweite eines Herzens? Und was heißt es dem zuvor, daß es überhaupt irgendwohin reicht? Erstreckt es sich vielleicht immer und notwendig über sich hinaus? Erscheint das Hinausreichen nur darum als etwas Besonderes, weil es etwas ist, worauf man sich eigens einlassen, dem man sich überlassen muß bzw. kann? Mein Herz ist weit, reicht weit hinaus, wenn ich es weit öffne, wenn ich mich öffne in den weiten Raum, in dem vieles sein und geschehen oder auch nicht sein und nicht geschehen kann. Ich denke, daß zur Weitung des Herzens die Konkretetheit seines In-der-Welt-seins gehört. Das geweitete Herz ist ein geerdetes Herz, das sich in die „Weite, in der sich Erde und Himmel, der Gott und der Mensch erreichen,“ Heidegger, *Das Wesen der Sprache*, 211) in „die Weite des Spielraums zwischen Erde und Himmel“ (ders., Hebel, *Der Hausfreund* 38) einschwingt.

Weite begegnet sowohl in der mystischen Erfahrung wie auch im alltäglichen Leben. Der offene Raum gibt Platz für alle Dinge, die gleichwohl fremde, eigene Dinge bleiben, weil er selbst Weite, Offenheit, Ferne bleibt. Rilke schrieb in einem Brief an Emanuel von Bodman vom 17.8.1901: „Aber, das Bewußtsein vorausgesetzt, daß auch zwischen den *nächsten* Menschen unendliche Fernen bestehen bleiben, kann ihnen ein wundervolles Nebeneinanderwohnen erwachsen, wenn es ihnen gelingt, die Weite zwischen sich zu lieben, die ihnen die Möglichkeit gibt, einander immer in ganzer Gestalt und vor einem großen Himmel zu sehen!“ (Rainer Maria Rilke, *Briefe*, Bd.1, 23) Sieht man den Anderen „vor einem großen Himmel“, so kann im „Nebeneinanderwohnen“ Begegnung geschehen. Nähe entsteht erst und nur in Weite.

Der Raum *ist* nicht Weite, ebensowenig wie er geometrischer oder z.B. Erlebnisraum *ist*. Aber wir können ihm als freier Weite, als fast unbegrenzter Ausdehnung, als offener Leere begegnen. Oftmals drückt sich diese

¹ Vgl. Google, *Unortkataster Köln*.

Erfahrung in einem Bewußtwerden der *Atmung* aus. Im Einatmen dehnt sich der ganze Leib. Vor einer großen Landschaft zu stehen und ihre Weite ganz in sich aufnehmen zu wollen, bedeutet dann, tief einzuatmen, die gesehene Weite zur eigenen Weite werden zu lassen. Der Atem ist so gewissermaßen eine Vertiefung und Aktualisierung des Blicks, mit dem man das Begegnende ganz erfassen, in sich aufnehmen, sich an-eignen will. Zugleich gehört zu diesem Aufnehmen im Sich-weiten des eigenen Körpers das Sich-verschenken im Ausatmen, das sich in die Weite verströmen, sich an das Gesehene hingeben will.

Dies scheint zunächst eine alltägliche Erfahrung zu sein. Man setzt sich durch sie aber in gewissem Sinne auch aus der Alltäglichkeit heraus, insofern man durch den „langen Atem“, buchstäblich durch das bewußte Ein- und Ausatmen, in eine gesteigerte Aufmerksamkeit gelangt. Die Erfahrung der Weite kann in eine gewisse Außergewöhnlichkeit versetzen. Ich meine allerdings nicht, daß es die Erfahrungen des Weiteraums nur in außergewöhnlichen Bewußtseinsituationen gibt. Vielmehr erscheint es mir wichtig, sich zuweilen bewußt auf Erfahrungen der *Weite und Fremdheit* (oder Erstaunlichkeit) des alltäglichen Raumes einzulassen, so wie es bedeutsam und hilfreich ist, zuweilen auf *die Weile und das Verweilen* aufzumerken. Das Messen und Berechnen, das Einteilen und Planen von Räumen und Zeiten gehören unabdingbar zur heutigen Daseinsbewältigung. Aus ihnen kann man nicht einfach aussteigen. Doch es bleibt immer auch die Möglichkeit zum tiefen Atemholen und damit zum bewußten Sich-einlassen auf die konkrete Welt mit ihren Weilen und Weiten, zum Wohnen in der jeweiligen Welt mit ihren besonderen Zeiten und ihren besonderen Räumen.

4. Das Wohnen in der Welt

Ich gehe davon aus, daß es dem Menschen nicht nur irgendwie auch zukommt, zu wohnen, sondern daß dies eine wesentliche Bestimmung seines Daseins ist, die damit zusammenhängt, daß er konkret in die Welt gehört, d.h. auf der Erde und unter dem Himmel ist. Das reale In-der-Welt-sein bestimmt den Raum und die Atmosphäre seines Wohnens.

Das Wohnen als wesentliche Bestimmung des Menschen aufzufassen, heißt, ihn gewissermaßen in die Welt des Endlichen und Veränderlichen, der Sterblichkeit und der Vielheit zurückzuholen, ihm innerhalb der Welt der Sinnlichkeit und Zufälligkeit, des je erst Entstehenden und je wieder Vergehenden einen eigenen Ort zuzuweisen. Nicht mehr der alles Fühlen und sinnliche Wahrnehmen prinzipiell übersteigende, der abstrahierende rationale Zugriff auf allgemeine Gesetze, Prinzipien und Normen wird als die maßgebliche Erfahrungsweise des Menschen angesehen, vielmehr das Sich-hingehörfühlen an einen Ort und in eine Gemeinschaft, das Sich-einfügen in eine Situation, das räumliche und zeitliche Weilen in einer bestimmten Umgebung, z.B. einer Landschaft. Das Wohnen impliziert eine welthafte Räumlichkeit des geborenen und sterblichen Auf-der-Erde-seins gegenüber der prinzipiellen und gewollten Ortlosigkeit des traditionellen philosophischen und wissenschaftlichen Menschenbildes.

Das bedeutet keine Absage an das Denken überhaupt, sondern es impliziert vielmehr den Versuch, das Denken selbst zu verändern, es zu einem „sinnlichen“, ich sage auch: einem „landschaftlichen Denken“ werden zu lassen. Das sinnliche oder landschaftliche oder auch wohnende Denken ist ein Denken, das nicht vom Einzelnen und Besonderen abstrahiert und es unter allgemeine Begriffe subsumiert, sondern das sich auf Anderes und Fremdes einläßt, dessen Windungen und Wendungen folgt, das Ferne wie Nähe, Erstaunlichkeit wie Vertrautheit zu erfahren und auszuhalten vermag.

Was aber heißt es nun genauer, daß die Menschen wohnende Wesen sind? Das lateinische *habitare* stammt von *habere*, haben, halten. Die ursprüngliche Bedeutung von wohnen ist nach dem Grimm'schen Wörterbuch zwar gern haben, wünschen, aber schon im Althochdeutschen bedeutet es verweilen, bleiben, sich befinden, und im Mittelhochdeutschen gewinnt es dann die Bedeutung, die auch für uns noch die Hauptbedeutung ist: „Sitz, Wohnung haben“. Man wohnt da, wo man sich aufhält, wo man verweilt. Das Wohnen bezieht sich auf den Ort, an dem wir uns gewöhnlich aufhalten, von dem wir jeweils ausgehen und an den wir in der Regel zurückkehren. Wohnen, wohnlich, gewohnt, sich an etwas gewöhnen, sich eingewöhnen -, in der Vorstellung des Wohnens klingt etwas von Zugehörigkeit und Hingehören an, etwas Umschließendes und Vertrautes, zuweilen sogar Geborgenheit Gebendes.

Der eigene Bereich, der Ort, wo man gewissermaßen man selbst ist, wo man seine persönlichen Sachen aufbewahrt, ist in der Regel die Wohnung, gleichgültig, ob man sie allein bewohnt oder - wie man sagt - mit Anderen „teilt“, ob sie einem gehört, ob man zur Miete oder zur Untermiete wohnt, - sogar in einem Hotel kann man „wohnen“, wenn auch eine bloße Übernachtung noch kein Wohnen ist.

Das Wohnen bedeutet, daß der Wohnende jeweils situiert und orientiert ist, daß er seinen Platz hat, einen Raum, der nicht nur ihm, dem vielmehr auch er in gewissem Sinne zugehört, indem er ihn bewohnt, sich dort „niederläßt“. Man drückt der Wohnung seinen eigenen Stempel auf, richtet sie ein, macht sie zu einem eingeräumten Raum. In den man dann auch selbst irgendwie eingeräumt ist.

Wenn wir die Zugehörigkeit zu und das Sich-einrichten an einem Ort ernst- und wichtignehmen, dann verweist beides auf eine sich im Wohnen zeigende Raumhaftigkeit oder Räumlichkeit des Menschen selbst, die Räumlichkeit oder Raumhaftigkeit seines Hingehörens und Eingeräumtseins. Dieser Ort ist, wie ich vorhin aufgewiesen habe, keine objektive, durch Koordinaten bestimmbare Raumstelle; sie ist vielmehr eine konkrete

Räumlichkeit, mit einer ganz bestimmten qualitativen Eigenart, mit spezifischen Ausmessungen, einer eigenen Atmosphäre.

Obgleich auch die Nomaden in ihren Zelten, zwischen ihren Herden wohnen, und obgleich selbst die, die unter freiem Himmel schlafen, an bestimmten Orten, z.B. unter den Brücken, „wohnen“, gehört doch zu unserer Vorstellung vom Wohnen zumeist das Haus. Seine Hauptfunktion ist der Schutz von Mensch, Tier und Gerät gegen Wind und Wetter, wie schon Aristoteles sagt. Daneben steht die Schaffung eines eigenen Raumes für das jeweilige Leben mit seinen unterschiedlichen Momenten, für Geburt und Tod, Liebe und Arbeit, für das Aufwachsen und die Erziehung der Kinder, für das Hinfälligwerden und die Pflege der Alten.

Die Dinge, mit denen wir uns in unserer Wohnung umgeben, sind in besonderer Weise unsere Dinge, ihre Art und Auswahl spiegelt unser eigenes Wesen wider. Die Vertrautheit innerhalb der Wohnung sammelt sich gewissermaßen in den Dingen, mit denen wir es da zu tun haben; die Räumlichkeit des Wohnens ist weitgehend eine dingliche. Man sagt: wir umgeben uns mit Dingen. Daß wir die verschiedensten unnötigen und nötigen Dinge um uns herum stehen und liegen haben, kann, was die Ersteren angeht, je nachdem etwas mit Sentimentalität zu tun haben oder mit Ästhetik oder mit Trägheit oder Pietät oder was auch immer. Aber es gehört eben auch zum Wohnen als solchen, daß sich die Vertrautheit, die ein bestimmter Ort für uns gewinnt, insofern er in spezifischem Sinne unser eigener ist, auch durch vertraute Dinge vermittelt. Wir wohnen nicht nur mit Menschen zusammen, sondern auch mit Dingen.

Ausgezeichnete Orte werden oftmals durch ausgezeichnete Dinge angezeigt, – durch das Gipfelkreuz, den Grenzstein, die Wettereiche an ausgezeichneten Stellen der Natur, oder auch das Schmuckstück am Hals oder am Finger. Im Haus waren in früheren Zeiten die ursprünglichen Einrichtungsgegenstände der Wohnung der Herd und die Schlafstatt; sie waren von zentraler Bedeutung für den Raum, den man „Zuhause“ nennt. Für Penelope war das gemeinsame Bett das unumstößliche Erkennungszeichen des Odysseus. Es war gewissermaßen das Herz ihres Hauses, insofern es um einen Baum bzw. aus einem Baum gezimmert war und darum mit seinem Fuß selbst in der Erde wurzelte. Wir können das als ein Bild für das Wohnen überhaupt nehmen. Die Wohnung ist der Ort, wo man, in weitem Sinne genommen, verwurzelt ist, was wiederum heißt, daß man da hingehört. Wer nirgendwo ein Wohnrecht, kein Zuhause hat, ist ein Entwurzelter.

Dies alles mag als Beleg, besser als Exempel dafür dienen, daß die Mensch wesenhaft wohnendes *In-der-Welt-sein* sind, daß sie verstehend und handelnd in und aus den die Welt ausmachenden Bezügen und Begebenheiten leben. Ein besonderes Merkmal dieses Wohnens ist seine Räumlichkeit. Die Menschen räumen, indem sie *in der Welt* sind, diese Welt zugleich allererst ein. Die Räumlichkeit der Welt und das menschliche *In-der-Welt- und Im-Raum-sein* sind gleichursprünglich.

Das Einräumen geschieht z.B. in der Weise, daß das sich aus dem Wohnen verstehende Bauen Orte schafft, indem es Bauten errichtet. Wenn, wie ich zu zeigen versucht habe, die Welt kein neutrales Gesamtgefäß für neutrale Einzelobjekte ist, dann bedeutet, ein Gebäude in die Welt zu stellen, damit zugleich allererst den Ort oder die Stätte zu schaffen, an denen es zu stehen kommen kann. Dies ist aber nur in gemessener Weise möglich, wenn der Bauende gleichsam auf die Sprache der Welt, der Gegend, der Landschaft hört und mit diesen im Zwiegespräch bleibt. „Nur wenn wir das Wohnen vermögen, können wir bauen“, schreibt Heidegger in „Bauen Wohnen Denken“ (161) Es ist die bewohnte Welt selbst, die dem Bauen sozusagen die „*Weisung*“ und die Maße für sein Errichten von Bauten gibt. Dinge, die Bauten sind, verwahren und „behausen“ die Welt und realisieren so das Wohnen der Sterblichen, aber sie können dies nur, weil sich die Welt ihrerseits in diesen Ort fügt.

In dem genannten Vortrag hat Heidegger das Verhältnis von Bauen und Wohnen und damit auch von Wohnen, Dingen, Raum und Welt an dem Beispiel einer *Brücke* zu verdeutlichen versucht. Ich beende meine Überlegungen zu seinem Satz „Das Bauen ist in sich selbst bereits Wohnen“ mit einem referierenden Blick auf dieses „Beispiel“.

Interessanterweise scheint Heidegger keine bestimmte Brücke vor dem inneren Auge zu haben. Er trägt unterschiedliche Momente dessen zusammen, was eine Brücke als solche ausmacht, wir können in seinem Sinne auch sagen: wie eine Brücke als Brücke *geschieht*. Die Brücke ist nur eines unter vielen Dingen, die gemeinsam z.B. eine bestimmte Landschaft bilden. So wie sich die Brücke als ein Bezugspunkt innerhalb einer Landschaft zeigt, so kann auch ein anderes Ding, z.B. ein Wohnhaus, der Welt eine Stätte geben. Jeweils gibt es dann etwas, in dem sich das jeweils Ganze wie in einem Brennpunkt sammelt und spiegelt, in dem sich die Bahnen und Linien des Ganzen bündeln bzw. von dem her sie in ihrem welthaften Zueinandergehören ausgehen. Hier ist es nun die Brücke, die, indem sie eine gewisse Aufmerksamkeit des Blicks auf sich zieht und so gleichsam *herausgesehen* wird aus der Gesamtheit des Landschaftsgefüges, als eine Art Akzent oder auch Fokus der gesamten Gegend erfahren wird.

Wie ist die Brücke eine Brücke? Heidegger sagt: „Die Brücke *versammelt* auf *ihre* Weise Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen bei sich.“ (153) Neben dem „versammelt“ ist „ihre“ herausgehoben, weil die Brücke zwar versammelt, insofern sie überhaupt ein Ding ist, aber sie versammelt auf *ihre* Weise, insofern sie ein Ding eigener Art ist, nämlich ein solches, das ein *Ort* ist und einen Ort einräumt (154f).

Die Brücke versammelt. Das besagt, daß sie vielfältige Bezüge der jeweiligen Landschaft in eine Einheit zusammenbringt, in die Einheit der Welt. Indem sie sich von einem Ufer zum anderen hinüberschwingt, läßt sie diese Ufer erst Ufer sein und versammelt damit die Landschaft auf beiden Seiten des Wassers zueinander; so gibt sie der *Erde* ein ganz bestimmtes landschaftliches Gepräge. Ebenso akzentuiert sie einen Bezug zum *Himmel*,

indem sie den Strom in seinem Wechselspiel mit der Offenheit und mit den Wettern, Sonnenschein und Regengüssen, als dem Himmel gegenüberliegend sichtbar werden läßt. Und auch die Weltdimensionen der *Menschen* und des *Göttlichen* gehören in dieses versammelnde Spiel. Die Brücke geleitet die Menschen von einem Ufer zum anderen. Dieses Geleiten fügt sich ein in „die Wanderung von der Geburt bis in den Tod“, mit dem wir eine wie auch immer geartete Dimension des Unbegreifbaren, „Jenseitigen“ verbinden.

Die Brücke räumt den Raum ein, indem sie bestimmte menschliche Vorhaben und Verrichtungen ermöglicht und die ganze bewohnte Landschaft von sich her und auf sich zu als eine zu durchstehende und zu durchgehende gliedert. Das Besondere der *Brücke* ist, daß sie das Versammeln der Welt in der Weise des *Verstattens einer Stätte* vollzieht. Sie ist ein Ding, weil und insofern sie *einräumende* Versammlung der unterschiedlichen Weltdimensionen ist. Oder anders gesagt: nur indem sie das Weltwesen an einem bestimmten Ort und in einen bestimmten Ort versammelt, vermag sie eine Brücke zu sein. Zugleich allerdings auch nur darum, weil es Menschen gibt, die in ihrer Welt mit ihr umgehen, indem sie sie überschreiten, – auf der Erde und unter dem Himmel und zusammen mit anderen Menschen

Zu wohnen heißt eben nicht nur, Häuser und Städte zu bewohnen, sondern weiter genommen auch, auf der Erde, im „Haus der Welt“ heimisch zu sein. Diesem Wohnen im weiteren Sinne gehören die Wege und Brücken zu, die das Gehen so von einem Ort zum anderen führen, wie es im „Wohnhaus“ im engeren Sinne die Gänge und Treppen tun. Diese das menschliche Gehen leitenden Dinge eröffnen den Raum in besonderer Weise, weil sie seine Orte und Ortschaften in Verbindung zueinander bringen und halten und so jeweils eine ganze Welt entfalten.

Zusammengefaßt: Die gebaute Brücke hat das auf den ersten Blick ungeheuerlich erscheinende Vermögen, die „ganze Welt“ *geschehen* zu lassen. Doch sie vermag dies zugleich nur, indem Menschen die Welt bewohnen, indem sie in ihrem Wohnen über die Brücke gehen, – oder auch sie planen und bauen, sie betrachten, an sie denken, sie malen oder andichten.